

LUISE BASTIN



Wunder aus  
**KARAMELL.**

DIE BONBON-SAGA

Roman



ullstein

ullstein



LUISE BASTIN ist das Pseudonym der bekannten Bestsellerautorin Eva-Maria Bast, die zusammen mit Jörn Precht auch unter den Pseudonymen Charlotte Jacobi und Romy Herold schreibt. Ihre Bücher wurden in zahlreiche Sprachen übersetzt. Im Ullstein Taschenbuch erschien die Karamellsaga mit den beiden Bänden »Träume aus Karamell« und »Wunder aus Karamell«.

LUISE BASTIN

Wunder aus  
KARAMELL  
DIE BONBON-SAGA

Roman

Ullstein

Besuchen Sie uns im Internet:

[www.ullstein.de](http://www.ullstein.de)

**Wir verpflichten uns zu Nachhaltigkeit**



- Papiere aus nachhaltiger Waldwirtschaft und anderen kontrollierten Quellen
- [ullstein.de/nachhaltigkeit](http://ullstein.de/nachhaltigkeit)



Originalausgabe im Ullstein Taschenbuch

1. Auflage Juli 2024

© Ullstein Buchverlage GmbH, Berlin 2024

Wir behalten uns die Nutzung unserer Inhalte für Text und Data

Mining im Sinne von § 44b UrhG ausdrücklich vor.

Umschlaggestaltung: bürosüd° GmbH, München

Titelabbildung: [www.buersued.de](http://www.buersued.de) (Hintergrund);

© Joanna Czogala / Arcangel (Frau)

Gesetzt aus der Albertina by pepyrus

Druck und Bindearbeiten: ScandBook, Litauen

ISBN 978-3-548-06730-8

# Prolog

Werther, 12. September 1924



Der weiße Zuckerberg im Topf wurde langsam kleiner, während sich an seinem Fuß eine klare Zuckerpfütze bildete. Und dann ging es ganz schnell: Der Berg löste sich vollständig in der Pfütze auf, die inzwischen den ganzen Boden des Topfes bedeckte. Was nun folgte, liebte Magdalena besonders: Der Zucker begann, Blasen zu bilden. Große und kleine. Sie stiegen nach oben wie Perlen und zerplatzten, um den neuen Platz zu machen, die sich nimmermüde vom Boden des Topfes lösten. Es würde noch eine ganze Weile dauern, bis der Zucker sich verfärbte. In einen zarten Goldton, den man erst nur erahnen konnte und der immer kräftiger wurde. Schließlich würde er die Farbe ihrer Augen erreichen, damit war er perfekt.

»Ich glaube, jetzt ist es gleich so weit, Onkel Fritz«, sagte sie aufgereggt und deutete auf den Topf.

Mit einem Lächeln eilte ihr Onkel, der am anderen Ende der Versuchsküche zugange gewesen war, herbei und nickte

anerkennend. »Ich sehe schon«, sagte er, »du hast das gleiche Talent wie deine Mutter, was die Bonbonkocherei angeht.«

Magdalena strahlte. »Und wie du«, erwiderte sie, während sie den Duft des karamellisierenden Zuckers tief und genussvoll in sich einsog. »Schließlich wart ihr beide es, die das Karamellbonbon vor siebzehn Jahren erfunden haben.«

Fritz Dunst nickte. »Und wenn ich dich so ansehe, dann muss ich mir um die Zukunft der Bonbonfabrik keine Sorgen machen.«

Magdalena schüttelte ernst den Kopf. »Nein, Onkel Fritz, das musst du nicht. Josephine, Lene und ich werden das schon hinbekommen.«

Bei Josephine und Lene handelte es sich um Magdalenas Cousinsen: Josephine war die Tochter von Onkel Fritz – Fritz Dunst, dem Bruder ihrer Mutter. Und Lene war die Tochter von Magdalenas Tante Käthe, der Schwester ihres Vaters. Josephine war ein Jahr jünger als Magdalena und ihre beste Freundin. Lene wiederum war mit ihren zehn Jahren die Jüngste im Bunde des unzertrennlichen Dreiergespanns.

Wieder lachte Fritz auf. »Dann bin ich beruhigt. Und deine Brüder sind ja schließlich auch noch da.«

»Hm«, machte Magdalena wenig überzeugt. Hermann, ihren ein Jahr jüngeren Bruder, mochte sie nicht. Er ärgerte sie, wann er nur konnte. Robert dagegen war ein ausgesprochen lieber Junge. Aber natürlich war er im zarten Alter von zwei Jahren noch viel zu klein, als dass man ihm irgendeine wichtige Aufgabe anvertrauen konnte.

»Jetzt ist es aber wirklich so weit«, riss die Stimme ihres Onkels sie aus ihren Gedanken. Er deutete auf den Topf, in

dem die Masse inzwischen tatsächlich die Farbe ihrer Augen angenommen hatte.

»Darf ich die Sahne und die Butter hinzugeben?«, fragte das Mädchen aufgereggt, und Fritz nickte. »Ich bestehe sogar darauf. Keiner kann das so gut wie du.«

Magdalena warf ihrem Onkel einen skeptischen Seitenblick zu. Manchmal hatte sie das Gefühl, dass er sie immer noch für ein kleines Mädchen hielt, das noch an den Weihnachtsmann glaubte! Sahne und Butter musste man einfach hinzugießen, das konnte man nicht gut oder schlecht machen.

Doch Fritz hatte ihren Blick sehr wohl bemerkt und lachte. »Genau so hat mich deine Mutter immer angeschaut, wenn sie mit etwas nicht einverstanden war. Es ist wirklich verblüffend, wie ähnlich ihr euch seid. Wenn ich dich ansehe, ist es jedes Mal wie eine kleine Zeitreise. Du siehst exakt so aus wie Anne in deinem Alter.«

Magdalena erwiderete nichts darauf. Sie wusste, dass sie ihrer Mutter sehr ähnlich sah – das bekam sie ständig zu hören!

Während sie nun die Butter in den Topf gab, fragte ihr Onkel: »Was hat dich denn gerade gestört? Also warum hast du mich so angesehen?«

»Ach«, murmelte Magdalena ein wenig verlegen, dass sie so leicht zu durchschauen war, »ich denke nur, dass du vergisst, dass ich schon zwölf bin. An Sahne- oder Butter-in-den-Topf-Gießen kann man nichts gut oder schlecht machen.«

»Da, mein Schatz, täuschst du dich aber gewaltig!«, versetzte Onkel Fritz, und sie sendete ihm einen irritierten Blick.

»Wirklich?«

»Wirklich. Aber das erkläre ich dir nachher, denn jetzt brauchen wir volle Konzentration.«

Magdalena nickte, während sie beobachtete, wie die Butter langsam schmolz und in hellen, glänzenden Bahnen zwischen die bernsteinfarbene Zuckermasse floss. Magdalena griff nach der bereitstehenden Sahne und goss die weiße Flüssigkeit ebenfalls in den Topf, dann griff sie nach dem Kochlöffel und begann zu rühren. Sie erinnerte sich gut an ihren ersten Versuch und wie sehr sie erschrocken war, als sich lauter Klümpchen gebildet hatten. Doch ihr Onkel hatte ihr damals in aller Seelenruhe erklärt, dass es nun darauf ankomme, einfach weiterzurühren. Und in der Tat hatten sich die Klümpchen nach und nach in eine bernsteinfarbene, leicht zähflüssige Masse aufgelöst.

»Sehr schön«, sagte Fritz zufrieden, als die Bonbonmasse genau diesen Zustand erreicht hatte. Er gab noch eine Prise Salz dazu, dann sagte er: »Und jetzt ab damit auf den Kühlisch. Das mache ich.«

Magdalena nickte widerstandslos. Der gusseiserne Topf mit seinem Inhalt war viel zu schwer, als dass sie ihn hätte heben können. Zumal sie, obwohl sie schon zwölf war, sowohl am Herd als auch am Kühlisch auf einem kleinen Schemel stehen musste, um ordentlich arbeiten zu können. Mit dem schweren Topf voll heißem Karamell vom Hocker zu steigen, wäre zu gefährlich. Am Ende würde sie noch stolpern und die glühend heiße Masse über sich gießen.

Rasch kraxelte sie von ihrem Schemelchen, während Onkel Fritz mit dem schweren Topf schon auf dem Weg zum

Kühltisch war, griff nach ihrem Hocker, stellte ihn am Kühl-tisch wieder auf und sah zu, wie Onkel Fritz die goldfarbene Masse ausgoss. Sie liebte den Anblick, wie sich die Bonbon-flüssigkeit über den Tisch verteilte und langsam in Richtung der Ränder floss, an denen sich Rahmen befanden, damit nichts auf den Boden tropfen konnte. Ein perfektes Karamell-Viereck war nun entstanden, und Fritz begann, es sorgsam in Stücke zu schneiden. Magdalena wusste schon, was jetzt kommen würde. Ihr Onkel würde von der Ecke unten rechts zwei Quadrate wegnehmen und ihr eines reichen. Das andere würde er selbst behalten. Und dann ...

»Augen zu. Und auf drei«, sagte Onkel Fritz gleich darauf wie erwartet, Magdalena schloss hastig die Augen, dann schoben sie sich das Bonbon gleichzeitig in den Mund, kau-ten, öffneten die Augen wieder und nickten einander begeis-tert zu. Das war ihnen gut gelungen.

»Köstlich«, befand Magdalena. Dann fragte sie: »Was hast du vorhin gemeint, als du sagtest, es mache sehr wohl einen Unterschied, wie man Butter und Sahne hinzugibt?«

Ihr Onkel lächelte. »Auch das habe ich seinerzeit schon deiner Mutter erklärt, als wir unsere ersten Karamellbonbons kochten. Für jedes Bonbon braucht es ganz viel Liebe und Hingabe. Das schmeckt man am Ende.«

»Wirklich?«, fragte Magdalena.

»Wirklich«, bestätigte Fritz, und ein wehmütiges Lächeln flog über sein Gesicht. »Das haben wir von unserer Großmut-ter gelernt.«

»Ich weiß!«, rief Magdalena. »Der Streuselkuchen. Mama hat erzählt, dass es jedes Mal Streuselkuchen gab, wenn ihr

sie besucht habt. Und dass sie den immer mit ganz viel Liebe gemacht hat.«

»Richtig«, bestätigte Fritz. »Und das war der beste Streuselkuchen, den ich je gegessen habe.«

»Besser als der Streuselkuchen und die Streuselbonbons, die es im Café gibt?«, erkundigte sich Magdalena.

»Nun ja«, setzte Fritz zögerlich an, »der Streuselkuchen, den es im Café gibt, wird nach genau dem Rezept deiner Urgroßmutter gebacken, und da wir sehr viel Liebe und Sorgfalt hineingeben, würde ich sagen, er schmeckt genau gleich gut. Aber dennoch irgendwie anders. Woran das liegt, kann ich dir nicht sagen. Wahrscheinlich, weil es jetzt die Liebe deiner Mutter ist, die darinsteckt, und nicht die unserer Großmutter. Es ist genauso viel Liebe, aber eben nicht die gleiche, und all das schmeckt man. Diese Liebe wird innerhalb unserer Familie weitervererbt. Du hast sie von deiner Urgroßmutter und meiner Großmutter bekommen.«

»Großmütter sind etwas Wunderbares«, ließ sich Magdalena vernehmen, während sie sich noch ein weiteres Karamellbonbon stibitzte. Sie liebte ihre Großmutter väterlicherseits über alles.

Als Magdalena noch ein ganz kleines Mädchen gewesen war, hatte Rose Tombroke, die damals noch Leyen hieß, mit ihnen im Haus gelebt. Das war herrlich gewesen! Magdalena dachte gerne daran zurück, wie die Großmutter ihr abends immer vorgelesen hatte. Gemütlich in dicke Decken eingekuschelt auf dem Sofa vor dem Kamin. Doch vor sieben Jahren hatte die Großmutter in zweiter Ehe geheiratet – Hinner Tombroke war ein wichtiger Mann in der Bonbonkocherei,

inzwischen aber in den Ruhestand gegangen. Die beiden wohnten ganz in der Nähe in einem kleinen, windschiefen Häuschen, in dem es ebenfalls sehr gemütlich war – und sie besuchten sich gegenseitig mehrmals in der Woche. Ihre andere Großmutter, die Mutter ihrer Mutti und ihres Onkels Fritz, hatte Magdalena jedoch nie kennengelernt. Sie war schon vor ihrer Geburt gestorben.

In diesem Moment wurde die Tür aufgerissen, und ein schwarz gelockter Wirbelwind stürmte herein.

»Onkel!«, rief Lene. »Magda! Sind die Bonbons schon fertig?«

»Gerade fertig geworden«, erwiderte Fritz, während ihm seine Nichte um den Hals flog. »Möchtest du eines probieren?«

»Nein!« Lene schüttelte den Kopf, dass ihre dunklen Zöpfe flogen. »Ich möchte alle probieren.«

Hinter ihr hatte auch Josephine die Versuchsküche betreten, wie Magdalena jetzt erst bemerkte.

»Mein Engel«, sagte Fritz, nachdem das schüchterne blonde Mädchen ebenfalls bei ihnen angekommen war, und zog seine Tochter in die Arme. »Möchtest du auch eines?«

»Gerne«, piepste Josephine mit einem sehn suchtvollen Blick auf die Karamellbonbons. »Deine Karamellbonbons sind die besten der Welt, Vati.«

»Na, dann sollst du gleich eine ganze Handvoll bekommen. Und ihr anderen natürlich auch.«

Die Mädchen strahlten.

# Ein Jahr später

Werther, 14. September 1925



»Träumst du schon wieder!«

Hermanns Stimme drang kalt und hart an ihr Ohr, und Magdalena, die ihren Bruder nicht hatte kommen hören, erschrak so sehr, dass sie sich an dem Karamell verschluckte, das sie sich soeben in den Mund geschoben hatte. Keuchend rang sie nach Luft, doch Hermann machte keinerlei Anstalten, seiner Schwester zu Hilfe zu eilen. Er sah ihr nur mit verschränkten Armen grinsend zu. Dann sagte er: »Das kommt davon, dass du immer so gierig auf Süßes bist. Dick und fett wirst du noch werden, wie die Tante Marie.«

Magdalena spürte, wie ihr die Tränen in die Augen schossen ob seiner Gemeinheiten, und sie hoffte, ihr Bruder werde das auf den Hustenreiz schieben und nicht darauf, dass es ihm gelungen war, sie zu verletzen. Wieder einmal. Es war so schrecklich, einen derart unfreundlichen Bruder zu haben, fand Magdalena.

Hermann hatte zwar recht, Tante Marie war in den letzten Jahren sehr aus dem Leim gegangen. Aber das war doch

kein Grund, derart abfällig von ihr zu sprechen. Von ihrer Mutti wusste Magdalena, dass ihre Tante einst sehr schlank und zierlich gewesen war, doch die vielen leckeren Kreationen ihres Gatten Fritz hatten sich im Laufe der Jahre auf Maries Hüften niedergeschlagen – was aber außer Hermann niemanden zu stören schien. Kein Wunder: Tante Marie hatte einfach ein ungemein einnehmendes Wesen. Magdalena kannte niemanden, der so lieb und allezeit fröhlich war wie ihre Tante. Obendrein taten die zusätzlichen Kilos ihrer Schönheit keinen Abbruch, im Gegenteil: Marie war mit ihrem dunklen Haar eine bezaubernde Frau, und Magdalena musste sie immerzu ansehen. Und wenn sie sich doch einmal über ihr Gewicht beklagte, dann pflegte Fritz seiner Frau einen herzhaften Kuss zu geben und zu sagen: »Erstens ist es das schönste Kompliment, dass dir meine Kreationen schmecken. Und zweitens: Ich bin froh um jedes Kilo mehr an dir, denn dann habe ich noch mehr, das ich lieben kann.«

Dennoch musste Magdalena sich eingestehen, dass sie ein wenig Sorge hatte, ebenso füllig zu werden wie ihre Tante. Seit einiger Zeit beobachtete sie ohnehin voller Unruhe, dass ihr Körper sich veränderte. Sie war immer noch zart, aber wenn sie früher hatte essen können, soviel sie wollte, ohne dick zu werden, so machte es sich jetzt durchaus bemerkbar, wenn sie zu viel aß. Und ärgerlicherweise hatte sie nun auch noch einen Busen bekommen – auch dafür musste sie sich jede Menge Spott von ihrem Bruder anhören.

Inzwischen hatte Magdalena sich wieder von ihrem Hustenanfall erholt. Und ihre Traurigkeit hatte sich in Wut verwandelt. Zornig blitzte sie Hermann an. »Ich sehe gern so aus

wie Tante Marie«, fauchte sie. »Und außerdem: Lieber ein paar Pfund mehr auf den Hüften und dafür ein großes Herz, als so klapperdürr zu sein wie du und stets mit solch finsterer Miene herumzulaufen. Weißt du was, Hermann? Im Gegensatz zu Tante Marie hast du nämlich gar kein Herz.«

Noch immer stand er spöttisch grinsend und mit verschränkten Armen da, was sie noch wütender machte. Diese Überheblichkeit! Dass Hermann sich ständig so aufspielen musste!

»Was hättest du eigentlich gemacht, wenn ich an meinem Bonbon erstickt wäre?«, schrie sie ihren Bruder an. »Hättest du dann grinsend zugesehen, wie ich sterbe?«

»Klar!«, versetzte Hermann, immer noch grinsend. »Die Chance hätte ich mir doch nicht entgehen lassen! Dann muss ich schon mein Erbe nicht mit dir teilen.«

Fassungslos starzte sie ihn an. Hermann war schon oft gemein zu ihr gewesen. *Sehr* gemein. Aber den Tod gewünscht hatte er ihr noch nie. Das tat weh, so weh! Magdalena ballte ihre Hände zu Fäusten und versuchte alles, um nicht zu weinen. Trauer und Wut kämpften wieder einmal in ihr, und auch diesmal gewann die Wut die Oberhand. Auch, weil sie sie von ihrer Trauer ablenkte. Und die Trauer, die hätte das Mädchen zerrissen. Also gab sie der Wut nach und stürzte mit geballten Fäusten auf ihren Bruder zu.

»Du Scheusal«, schrie sie, während ihr nun doch die Tränen über die Wangen liefen. »Du bist so gemein.«

»Was ist denn hier los?«, erklang da eine wohlbekannte Stimme hinter ihr. Sofort veränderte sich Hermanns Miene – er zog ein betroffenes und zugleich erleichtertes Gesicht.

»Mutter!«, rief er. »Wie gut, dass du kommst. Sie hat wieder einmal einen ihrer Ausbrüche. Du hast es ja gesehen. Sie ist einfach auf mich los.«

Magdalena wusste gar nicht, wohin mit sich ob dieser Dreistigkeit.

»Er lügt!«, rief sie und warf sich ihrer Mutter weinend an den Hals. »Er hat gesagt, dass er will, dass ich tot bin.«

»Aber Schatz!«, flüsterte Anne Leyen, während sie ihrer Tochter liebevoll über das kastanienbraune Haar strich. »Das würde dein Bruder doch niemals sagen.«

»Doch!«, rief Magdalena. »Ich habe mich an einem Bonbon verschluckt, und er hat mir nicht geholfen, sondern nur dabei zugesehen.«

»Aber deshalb stirbst du nicht gleich«, erwiderte ihre Mutter in milder Nachsicht. »Und außerdem sollst du nicht so viel naschen. Du weißt ja: Bei Backfischen setzt das schon alles eher an.«

»Genau das habe ich ihr auch gesagt!«, schleimte sich nun Hermann weiter bei seiner Mutter ein. »Ich mache mir Sorgen um sie. Ich will nicht, dass sie stirbt! Sie ist doch meine Schwester!« Während er das sagte, triefte seine Stimme nur so vor Mitleidheischerei.

»Na siehst du!«, sagte ihre Mutter indes zu dem Mädchen in ihren Armen. »Du bist eben mein kleines Sensibelchen. Und das ist auch gut so. Aber da versteht man Dinge manchmal anders, als sie gemeint sind. Aber, Magdalena, du bist doch auch die Ältere von euch beiden, die Vernünftigere.«

Jetzt liefen Magdalena die Tränen über die Wangen. Die

Mama glaubte ihr einfach nicht. Es war so ungerecht und so gemein.

»Aber er hat *wirklich* gesagt, dass es eine gute Gelegenheit sei, wenn ich an einem Bonbon sterben würde. Denn dann müsste er sein Erbe nicht teilen«, beharrte sie.

»Stimmt das?« Erleichtert bemerkte Magdalena, dass die Stimme ihrer Mutter etwas kühler geworden war, als sie sich nun an ihren Sohn wendete.

»Natürlich nicht«, rief Hermann und schaffte es sogar, dass seine Stimme leicht wankte. »Denkst du wirklich so von mir, Mutter?«

»Eigentlich nicht«, sagte Anne. »Aber ich wundere mich schon, wie Magdalena sonst auf ein Thema wie das Erbe kommen sollte.«

Hermann hob die Schultern und senkte sie wieder. »Das darfst du mich nicht fragen«, sagte er. »Vielleicht hat sie mal mit Josephine oder Lene darüber gesprochen, wie es ist, wenn ihr mal nicht mehr seid ...«

»Nein!«, schluchzend klammerte sich Magdalena an ihre Mutter. Plötzlich wurde sie von einer entsetzlichen Angst ergreifen. »Nein, Mami, so was darf er nicht sagen. Ihr werdet doch immer da sein, du und Vati, nicht wahr?«

»Natürlich, mein Liebling.« Anne zog ihre Tochter fester an sich. »Natürlich werden wir das.«

• • •

Es hatte lange gedauert, bis Magdalena sich so weit beruhigt hatte, dass Anne es wagen konnte, sie allein zu lassen. Das

Mädchen hatte sich in den Schlaf geweint, und sie hatte bei ihr gesessen und ihr wieder und wieder versprochen, dass weder sie noch ihr Mann Anton so schnell sterben würden.

Wo kam dieses Thema denn nur plötzlich her? Was hatte Magdalena derart verschreckt? Sie war ein sehr sensibles Mädchen und nun auf dem Weg, eine Frau zu werden. Vermutlich war es das, was sie so durcheinanderbrachte. Oder konnte es sein, dass sie, Anne, die Erinnerung an den frühen Verlust ihrer eigenen Eltern in irgendeiner Weise auf ihre Tochter übertragen hatte?

Annes und Fritz' Eltern waren bei einem schrecklichen Unfall ums Leben gekommen, da war Anne zwanzig und Fritz gerade einmal zweiundzwanzig Jahre alt und auf Wanderschaft gewesen, die er dann selbstverständlich sofort unterbrochen hatte, um für seine kleine Schwester zu sorgen. Er war mit ihr hierhergekommen, nach Werther, ins Haus ihrer Großmutter, die kurz nach dem Tod ihrer Eltern aus lauter Trauer ebenfalls verstorben war und ihnen ihr Haus vermacht hatte.

Fritz, der gelernte Zuckerbäcker, hatte eine Stellung bei Anton Leyen angenommen. Und auch Anne hatte nach anfänglichem Widerstand ihres Bruders als Bonbonkocherin angefangen und sich schnell in Anton verliebt. Sie waren Eltern geworden: Erst hatte Magdalena das Licht der Welt erblickt, ein Jahr später war Hermann geboren worden. Der kleine Robert war zehn Jahre nach der Geburt ihrer Ältesten ein willkommener Nachzügler gewesen.

Eigentlich, dachte Anne, während sie ihrer Tochter noch einmal liebevoll über das Haar strich, waren sie eine Bilder-

buchfamilie. Die Bonbonfabrik warf so viel ab, dass sie sich einen recht hohen Lebensstandard leisten konnten, sie lebten in der Villa Leyen, hatten nicht nur in der Firma, sondern auch im Privaten zahlreiche Angestellte, Anton war ein sehr angesehener Mann, der auch seit vielen Jahren im Stadtrat saß.

Magdalena war Anne wie aus dem Gesicht geschnitten, hatte ihr hüftlanges kastanienbraunes Haar geerbt, die ovale, zarte Gesichtsform und die karamellfarbenen Augen. Anton scherzte gern, das Mädchen sei eine Miniaturausgabe der eigenen Mutter. Hermann hingegen kam, zumindest äußerlich, voll nach seinem Vater. Er hatte dessen drahtige, fast hagere Gestalt und das wirre, struppige Haar. Doch wenn die Augen ihres Gatten stets funkelten und blitzten vor Begeisterung und Elan, waren Hermanns Augen irgendwie ... Anne konnte es gar nicht benennen ... irgendwie leblos, beinahe kalt. Und auch wenn sie nicht so recht glauben mochte, was Magdalena behauptet hatte, so musste Anne doch zugeben, dass sie aus ihrem Sohn nicht immer ganz schlau wurde. Sie bekam ihn nie so recht zu fassen, auch wenn er sich ihr gegenüber immer ausgesprochen respektvoll verhielt.

Seufzend gab sie ihrer Tochter einen Kuss auf die Wange. Magdalena lächelte im Schlaf. Na also, dachte Anne. Doch ihr selbst war so gar nicht zum Lachen zumute, und sie war noch recht bedrückt, als sie kurz darauf ins Wohnzimmer trat. Sie fand es leer und dunkel vor. Richtig! Anton hatte heute ja Stadtratssitzung. Lustlos knipste Anne das Licht an – und gleich darauf wieder aus. Ihr war so gar nicht danach,

jetzt allein im Wohnzimmer zu sitzen. Sie musste mit jemandem reden.

Kurz entschlossen ging sie in den Dienstbotentrakt, um Barbara, das Kindermädchen, über ihre Abwesenheit zu informieren und sie zu bitten, im Zweifelsfall nach den Kindern zu sehen. »Aber sicher, Frau Direktor. Ich bin da«, erwiderte die Italienerin. »Seien Sie unbesorgt.«

Anne lächelte ihr zu, dann griff sie nach ihrem Schlüssel und eilte durch das Treppenhaus nach unten.

Als sie das Haus verließ und ihre Schritte in Richtung des Hauses ihrer Großmutter lenkte, in dem Fritz und Marie mit ihrer Familie lebten, musste sie plötzlich daran denken, wie sie diesen Weg vor vielen Jahren in umgekehrter Richtung mit Fritz das erste Mal gegangen war.

Ihr Bruder hatte sich bei Leyen bewerben wollen und war furchtbar aufgeregt gewesen. Sie hatte sich gebückt, eine Kastanie aufgehoben und sie ihm geschenkt – als Glücksbringer. Und dann hatte sie ihre eigene Kastanie ebenfalls in seine Hand gelegt, jene Herbstfrucht, die ihre Großmutter ihr einst geschenkt hatte, als sie noch ein kleines Mädchen gewesen war. Auch jetzt fuhr ihre Hand in ihre Manteltasche und tastete nach der verschrumpelten kleinen Kastanie, die sie noch immer bei sich trug. Ihr Glücksbringer, ihre Erinnerung an die geliebte Großmutter. Sie war inzwischen fünfundzwanzig Jahre alt.

»Anne!« Marie war überrascht, ihre Schwägerin zu sehen, als sie kurz darauf die Haustür öffnete. »Ist etwas passiert?«

»Ja«, sagte Anne. »Und nein. Kann ich hereinkommen?«

»Aber natürlich!«, rief Marie und riss die Tür ganz auf.  
»Wir sind allein, die Kinder schlafen schon, und Fritz ist ...«  
»Bei der Stadtratsversammlung, ich weiß. Wie Anton«,  
ergänzte Anne.

Sie folgte Marie in den ersten Stock hinauf ins Wohnzimmer. Wie jedes Mal, wenn sie hier zu Besuch war, flog ihr Blick beim Weg nach oben zu der mit einem Vorhang verschlossenen Nische unter der Treppe, dem »Loch«, in dem die Großmutter stets ihren Streuselkuchen aufbewahrt hatte. Ihr Bruder Fritz hatte im Haus einiges umgebaut und für ihr Familienleben angepasst, doch das »Loch« nutzte er immer noch für die Lagerung kulinarischer Köstlichkeiten, was sie ihm hoch anrechnete. Es waren die kleinen Dinge, in denen die Liebsten weiterlebten.

»Setz dich.« Einladend deutete Marie auf das dunkelgrüne Samtsofa, das ebenfalls noch von der Großmutter stammte, aber von Marie neu bezogen worden war, und Anne nahm dankbar Platz. »Was möchtest du trinken? Ein Glas Wein?«

»Gern.« Anne nickte, Marie ging zu der kleinen Bar in der Ecke, schenkte zwei Gläser ein und kam zurück zum Sofa. Ohne Umstände kickte sie sich die Hausschuhe von den Füßen und zog ihre Beine unter ihrem weiten geblümten Rock nach oben. Anne tat es ihr nach.

»Nun erzähl«, sagte Marie auffordernd und sah ihre Schwägerin und beste Freundin konzentriert an.

»Ach«, machte Anne. »Es hat mal wieder Streit zwischen Magdalena und Hermann gegeben.«

Sie schilderte ihrer Freundin, was sich zugetragen hatte, und Marie lauschte mit ernster Miene. Dann seufzte sie und

nickte. »Also, für mich steht vollkommen fest, wer hier die Wahrheit sagt und wer nicht.«

»Denkst du denn nicht, dass es möglich ist, dass beide die Wahrheit sagen und es einfach nur ein schreckliches Missverständnis war?«, fragte Anne hoffnungsvoll, doch Marie schüttelte bedauernd den Kopf.

»Nein, meine Liebe, das glaube ich nicht. Josephine hat mir schon oft berichtet, dass Hermann Magdalena gegenüber wirklich richtig gemein ist. Magdalena hat ihr öfters ihr Leid geklagt, und auch, dass sie, weil sie die Ältere ist, häufig für die Schuldige gehalten wird.«

»Aber das stimmt doch nicht!«, rief Anne abwehrend, verstummte jedoch gleich darauf wieder. Es stimmte *sehr wohl*, was ihre Schwägerin da sagte.

»Na komm«, sagte Marie und hob ihr Weinglas, um der anderen zuzuprosten. »Streitigkeiten unter Geschwistern gibt es immer.«

»Ach!«, Anne seufzte. »Aber so schlimm ...«

»Was willst du jetzt machen?«, erkundigte sich Marie.  
»Willst du noch mal mit den beiden reden?«

»Das weiß ich noch nicht«, versetzte Anne. »Du hast schon recht. Die beiden sind in einem schwierigen Alter. Vermutlich legt sich das irgendwann von ganz allein.«

»Das denke ich auch.« Marie nickte bestätigend.

»Aber eine Bitte habe ich an dich, Marie.«

»Ich weiß schon, was jetzt kommt. Du ärgerst dich, dass ich dir nichts gesagt habe, obwohl ich es sehr wohl bemerkte.«

»Ärgern wäre zu viel gesagt.« Anne lächelte ihrer langjäh-

riegen Wegbegleiterin zu. »Aber ich hätte es schon gerne gewusst. Dann hätte ich vielleicht ...«

»Und genau deshalb habe ich dir nichts gesagt«, fiel Marie ihr ins Wort.

»Wie?« Irritiert sah Anne ihre Schwägerin an.

»Schau.« Marie beugte sich vor und nahm Annes Hände in die ihren. »Du willst immer für alle eine Lösung finden, es allen perfekt und recht machen. Vor allem, was deine Kinder anbelangt. Dabei vergisst du manchmal, dass zum Erwachsenwerden auch gehört, dass Kinder ihre Probleme selbst miteinander lösen müssen und nicht immer Mutti angerannt kommen kann, um das für sie zu übernehmen.«

Betroffen sah Anne die andere an. »Bin ich wirklich so schlimm?«

»Schlimmer«, grinste Marie. »Insofern kann es nur noch besser werden. Und am besten wird es sowieso ...«, während sie sprach, schob sie Anne einen kleinen Silberteller hin, auf dem, wie immer, einige der Karamellbonbons lagen, die nach Anne benannt waren, und wie aus einem Mund ergänzten die beiden Frauen: » ... mit Annes Liebe.«

Dann sahen sie sich an und lachten.

# Kapitel I

Werther, 16. Oktober 1934



Magdalena stand in der Versuchsküche, die nur der Familie vorbehalten war, und schmolz nachdenklich eine große Portion Bitterschokolade. Sie liebte diesen Ort, der sich direkt an Backstube und Café anschloss und einen Blick auf den großen Hof und das lang gezogene Fabrikgebäude eröffnete, das mit seiner Stirnseite direkt an den Familiensitz angebaut war. Tagtäglich gingen hier unzählige Arbeiterinnen und Arbeiter ein und aus: In der Bonbonkocherei und in der Verpackerei wurde stets auf Hochtouren gearbeitet und so schnell wie möglich produziert. Es ging hier zu wie im Bienenstock, und wenngleich Magdalena diese emsige Geschäftigkeit liebte, so liebte sie die familieneigene Versuchsküche doch noch ein bisschen mehr. Die Stimmung hier war unbeschreiblich. Es lag stets Ruhe über dem Raum, der zugleich regelrecht getränkt war vom Geist der Kreativität und der großen Ideen.

Magdalena war derart in ihre Gedanken versunken, dass sie gar nicht bemerkte, dass sich Robert, ihr jüngster Bruder,

zu ihr hereingeschlichen hatte und nun blitzschnell mit einem Teelöffel in die flüssige Schokolade fuhr.

»He!« Mit gespielter Empörung gab Magdalena dem Zwölfjährigen einen Klaps auf die Finger. »Du sollst doch nicht immer naschen.«

»Nun werde du nicht auch wie der Hermann«, erwiderte Robert und grinste seine große Schwester auf seine unwiderstehliche Art an.

»Das habe ich nicht vor«, versicherte sie und rollte die Augen. Das Verhältnis zum älteren ihrer beiden Brüder hatte sich in den letzten Jahren leider nicht gebessert. Er war immer mehr aus der Bahn geraten, einmal hatte er sogar geklaut. Nach wie vor stichelte und triezte er sie ständig, und auch wenn Magdalena inzwischen gelernt hatte, damit umzugehen – wie schön wäre das Leben doch, wenn es keinen Hermann darin gäbe!

Sie nahm einen Löffel, tunkte ihn in den Topf mit flüssiger Schokolade, der vor ihr bereitstand, und reichte ihn ihrem Bruder. »Der Beweis dafür, dass ich nicht bin wie Hermann.«

»Eine freiwillige Gabe«, freute sich der Zwölfjährige und schob sich genussvoll den Löffel in den Mund. »Was machst du da eigentlich?«

»Ich experimentiere«, verriet sie geheimnisvoll.

»Das sehe ich«, gab er zurück. »Aber was? Und warum?«

»Die Frage nach dem Warum erübrigts sich doch wohl«, erwiderte Magdalena schmunzelnd. »Die Frauen in dieser Familie experimentieren andauernd mit irgendwas.«

»Stimmt«, gab Robert zurück.

»Aber du hast recht«, fuhr seine Schwester indes fort. »Ich habe tatsächlich einen besonderen Grund dafür.«

»Welchen denn?«

»Ich möchte etwas Besonderes zu Josephines Geburtstag kreieren. Immerhin wird sie einundzwanzig.«

Robert nickte. »Eine gute Idee«, fand er. »Und ich habe auch schon einen Vorschlag, wie du diese Leckereien nennen kannst. Was auch immer das werden soll. *Josephines Liebe.*«

Überrascht sah sie ihn an. »*Josephines Liebe.* Das ist gar nicht so schlecht!«

»Natürlich nicht«, antwortete er selbstgefällig grinsend. »Ist ja schließlich von mir. Und wenn du mir noch einen Löffel heiße Schokolade gibst, dann sage ich dir auch, wie ich auf diese Idee gekommen bin.«

»Du Erpresser«, schalt sie lachend. »Also schön, du gibst ja ohnehin keine Ruhe.«

Magdalena zog einen frischen Teelöffel aus dem Ständer und tunkte ihn erneut in die Schokomasse. Sie reichte ihn ihrem Bruder und sah ihn auffordernd an. »Also?«

»Na ja«, sagte er. »Unsere Karamellbonbons heißen ja *Annes Liebe.* Und die hat Mama gemacht. Da ist es doch irgendwie klar, dass diese Bonbons nun *Josephines Liebe* heißen.«

»Stimmt«, murmelte Magdalena nachdenklich. »Wobei ich dann meine Kreation eigentlich *Magdalenas Liebe* nennen müsste. Schließlich ist *Annes Liebe* nach der Erfinderin benannt.«

»Hmm, du hast recht«, grübelte Robert und sagte dann: »Gegen einen weiteren Löffel Schokolade teile ich dir die Idee mit, die ich dazu habe.«

Sie lachte. »Also gut«, sagte sie. »Aber das ist dann der letzte. Wir haben sonst gar keine sauberen Löffel mehr.«

»Löffel kann man waschen«, versetzte er, schleckte an seiner dritten Portion flüssiger Schokolade und sagte dann: »Du musst einfach zwei Erfindungen machen. Einmal Josephinen und einmal Magdalenen.«

»Das klingt so nach Elisen, also den Lebkuchen«, sagte Magdalena nachdenklich. »Weißt du eigentlich, dass es Elise – zumindest der Sage nach – tatsächlich gab?«

»Nee«, mümmelte Robert, während er hungrig erneut auf den Schokoladentopf schielte, sich aber nicht traute, noch mal nachzufragen. Die Ansage seiner Schwester war deutlich gewesen.

»Es ist eine rührende Geschichte«, fuhr Magdalena fort, während sie weiter in dem Topf mit der flüssigen Schokolade rührte. Es befanden sich noch winzige Klümpchen darin. »Der Erfinder des Elisenlebkuchens war ein Bäcker, ich glaube aus Nürnberg, der seine Frau verloren hatte und umso mehr an seiner Tochter hing. Ihr Name war Elisabeth. Eines Tages wurde sie sehr, sehr krank, und keine Medizin wollte helfen. Die Ärzte, nach denen der Vater hatte schicken lassen, waren vollkommen ratlos. Sie wussten einfach nicht weiter und konnten der Kleinen nicht helfen.«

»Und dann?«

»Und dann dachte sich der Vater, dass er ja als Bäcker um die Heilkraft von Gewürzen wusste. Er buk seiner Tochter einen Lebkuchen ohne Mehl und nur aus Gewürzen, Mandeln und Nüssen. Die kleine Elise verspeiste den Lebkuchen und wurde gesund.«

»Sag ich doch!«, rief Robert. »Süßes ist gesund. Besonders, wenn es von der Schwester mit Liebe gemacht ist. Allerdings«, er verzog ein wenig den Mund, »musst du denn unbedingt Bitterschokolade schmelzen? Mir ist die helle doch lieber.«

Sie lachte. »Erstens habe ich die Schokolade ja nicht geschmolzen, damit sie dir schmeckt, sondern weil ich damit experimentiere. Und zweitens: In der Kombination wirst du es lieben, auch und gerade mit der dunklen Schokolade«, versicherte sie.

»In der Kombination mit was?«, fragte er.

»Na, mit was wohl! Mit Karamell!« Sie deutete auf den Kühlenschrank, wo bereits eine große Masse Karamell lag und darauf wartete, in Stücke geschnitten zu werden.

»Schokolade und Karamell«, stellte Robert fest. »Klingt gut und vertraut, so vertraut, dass«, er legte einige Finger ans Kinn, als müsse er angestrengt nachdenken, »so vertraut, dass ich mich frage: Hatten wir das nicht schon?«

»Natürlich hatten wir das schon, du alberner Kerl«, gab Magdalena ihm recht. »Und wir verkaufen es auch jeden Tag in unserem Café. Mutter und Tante Marie haben doch aus Köln schließlich die Idee von flüssigem Karamell in knackiger Schokolade mitgebracht..«

Er grinste. »Sag ich doch.«

»Aber das hier ist anders. Eigentlich in gewisser Weise einfacher.« Sie deutete erneut auf das Karamell. Dann fragte sie: »Was lieben die Leute an unseren Bonbons besonders?«

»Den zart schmelzenden Geschmack«, kam es wie aus der Pistole geschossen.

»Ganz genau«, bestätigte Magdalena, während sie sich mit raschen Bewegungen daranmachte, das Karamell in kleine Vierecke zu schneiden, so, wie es ihr ihre Mutter Anne und ihr Onkel Fritz schon gezeigt hatten, als sie in etwa so alt gewesen war wie Robert heute. »Das gilt allerdings vor allem für *Annes Liebe*, also die festen Drops. Unsere Kaubonbons sind zwar auch sehr beliebt, aber sie können bislang noch nicht an *Annes Liebe* heranreichen. Es fehlt einfach immer noch was. Und nun kommt die Schokolade ins Spiel.«

Sie trug den Topf hinüber zum Kühlisch und pikte einen dünnen Metallstab in eines der kleinen Vierecke. Sodann tunkte sie es in Schokolade.

»Eine gute Idee«, rief Robert. »Die herbe Schokolade und das süße Karamell. Es klingt irgendwie ... aufregend.«

»Ich spiele mit den Gegensätzen«, erläuterte seine Schwester, die sich über das zunehmende Interesse ihres Bruders an ihrer Kunst freute. Immer wieder hatte Robert sich in den letzten Monaten zu ihr oder ihrem Onkel Fritz in die Versuchsküche oder in die Bonbonfabrik geschlichen, so, wie sie das in seinem Alter auch getan hatte. Es sah ganz so aus, als würde auch aus ihrem kleinen Bruder ein begeisterter Bonbonkocher werden. »Und es ist nicht der einzige Gegensatz«, setzte sie ihre Lehrstunde fort. »Ich möchte eine ganz dicke Schokoladenschicht. Fünffach.«

»Fünffach?«, staunte Robert.

Anne nickte, während sie das in Schokolade getunkte Karamellstück zum Trocknen auf ein vorbereitetes Blech legte.

»Fünffach«, bestätigte sie. »Nur dann ist die Schicht so dick, dass der nächste Gegensatz richtig deutlich wird: außen

eine feste Schokoladenhülle, sodass man richtig was zum Beißen hat, und innen dann das weiche, aber nicht flüssige Kaubonbon.«

»Das klingt großartig!«, rief Robert und leckte sich die Lippen. »Und sollen das nun die Magdalenen werden?«

»Ich denke, ich werde sie wirklich *Josephines Liebe* nennen«, sagte Magdalena. »Immerhin ist es ja ein Geschenk für Josephine.«

»Und *Magdalenas Liebe*?«, erkundigte sich Robert neugierig.

Sie lachte. »Dafür muss ich mir dann wohl noch eine weitere Kreation einfallen lassen. Aber jetzt sehen wir erst einmal zu, dass wir für diese hier eine gute Lösung bekommen. Übrigens will ich mit den fertigen Bonbons dann eine Ein- und zwanzig legen.«

»Und vielleicht in jedes noch eine Kerze stecken?«, schlug der fantasiebegabte Robert eifrig vor.

Magdalena lachte. »Eigentlich sind sie dafür zu klein«, wandte sie ein. »Aber ich werde mal sehen, was ich tun kann.«

# Kapitel 2

Werther, 21 Oktober 1934



Wenn Hermann die Augen schloss, dann sah er sie vor sich: eine weite, schöne und freie Welt. Eine Welt, in der einer den anderen verstand, in der es keine Verletzungen gab und keine Kränkungen. Eine Welt, in der er ein besserer, ein freundlicherer Mensch war. Denn er konnte sich ja oft selbst nicht leiden. Und je weniger er sich selbst leiden konnte, desto mehr haderte er mit seiner Familie. Alle brachten sie einander ständig so viel Verständnis und Bewunderung entgegen. Alle waren sie so glücklich und irgendwie ... eine Einheit. Es tat ihm weh, das zu sehen und zu erleben. Zumal sie *ihm* dieses Verständnis nicht entgegenbrachten. Wie oft fühlte er sich wie ein Fremdkörper in dieser Familie. Wenn er hörte, wie sie abends alle im Wohnzimmer beisammensaßen, dann wurde sein Wunsch, zu ihnen zu gehen, Teil von ihnen zu sein, mit ihnen zu lachen und zu schweigen, so riesengroß, beinahe übermächtig. Aber zugleich wurde auch sein Groll größer. Er musste an seine Schulzeit zurückdenken, auch damals war ihm das Zimmer Zufluchtsort gewesen. Zufluchs-

ort und Gefängnis gleichermaßen: Er hatte dort gesessen und sich einsam gefühlt, während aus dem angrenzenden Wohnzimmer die Lachsalven herübergedrungen waren. So gern wäre er zu ihnen gegangen. Und vor allem seine Mutter, das musste er sich eingestehen, hatte sich auch immer und immer wieder um ihn bemüht. War zu ihm gekommen und hatte gesagt: »Komm doch, mein Schatz. Komm zu uns. Wir vermissen dich.«

Wie gern hätte er zugesagt. Wie gern sich von ihr in den Arm nehmen lassen und ihre Liebe gespürt. Doch je älter er wurde, desto weniger konnte er es. Er wusste nicht einmal, warum – aber es war ihm unmöglich, sie an sich heranzulassen. Und so hatte er sie wieder und wieder zurückgewiesen.

»Nein danke!«, hatte er stets kühl und abwehrend geantwortet. »Und bitte akzeptiere, dass das mein Zimmer ist. Ich würde es begrüßen, wenn du mich nicht ständig stören würdest.«

Hatte er sie mit diesen Worten verletzt? Er fragte sich das heute, im Alter von einundzwanzig Jahren, zum ersten Mal. Als Kind und als Jugendlicher hatte er nie darüber nachgedacht, wie seine Ablehnung auf sie gewirkt haben musste. Er hatte nur bemerkt, dass er immer einsamer wurde. Seine Mutter hatte ihn zwar nicht aufgegeben – aber nachdem sie sich wieder und wieder eine Abfuhr geholt hatte, hatte sie irgendwann nicht mehr gefragt. Und das hatte er ihr übel genommen. Jetzt hatte er sich erst recht einsam gefühlt. Welcher Mensch hatte es verdient, dass sich nicht mal seine Mutter für ihn interessierte! Immer größer waren sein Hass und sein Groll mit den Jahren geworden. Keiner wollte ihn. Nir-

gendwo gehörte er dazu. Nicht zu Hause und nicht in der Schule. Seine Klassenkameraden schlossen ihn nämlich auch zunehmend aus. Dabei war er anfangs so beliebt gewesen: weil er ihnen Bonbons mitgebracht hatte. Tag für Tag. In großen Mengen. Doch dann hatte sein Vater dem ein Ende gesetzt. Es könnte nicht angehen, dass seine Zöglinge alle Kinder Werthers mit Süßwaren versorgten und deren Eltern dann nichts mehr kauften, hatte er argumentiert. Von einem Tag auf den anderen hatte Hermann keine Süßigkeiten mehr mit in die Schule nehmen dürfen. Die Kinder hatten sich schlagartig von ihm abgewandt. Und Karl, Hermanns bester Freund, war auf einmal sein ärgster Feind gewesen.

Er sei ja froh, dass sie nicht mehr alle Tage dieses schreckliche Zeug essen müssten, hatte er getönt, und Hermann hörte die höhnischen Worte des Freundes, der nun keiner mehr war, immer noch: »Sonst werden wir alle noch dick und fett.«

Und obwohl Hermann die hagere Gestalt seines Vaters geerbt hatte und alles andere als dick war, hatte er nun seinen Spitznamen weggehabt. »Da kommt Zuckerschweinchen«, hatten sie geschrien, sobald er irgendwo aufgetaucht war, und mit dem Finger auf ihn gezeigt.

Je schlimmer es in der Schule wurde, desto mehr hätte er seine Familie gebraucht. Aber seine Familie hatte sich längst von ihm zurückgezogen – und überhaupt waren sie ja schuld an allem. Weil sie ihm von einem Tag auf den anderen nicht mehr erlaubten, Süßes mit in die Schule zu nehmen. Weil sie überhaupt Süßes *herstellten* und die halbe Stadt bei Anton Leyen in Lohn und Brot stand. Wäre der Vater nur ein eif-

cher Arbeiter oder Gastwirt gewesen, hätte er, Hermann, es sicherlich leichter gehabt.

»Hermann!«, erklang in diesem Moment die Stimme seiner Mutter von draußen. »Kommst du?«

Ein Lächeln spielte um seine Mundwinkel. Sie bemühte sich noch immer um ihn. Er musste sich eingestehen, dass das guttat. Für einen Moment überlegte er, sich bitten zu lassen, doch dann entschied er sich um.

»Ich komme«, erwiederte er leise und ging zur Tür.

Die sonntäglichen Mittagessen waren bei Familie Leyen eine große Sache: Die altgediente Köchin Frau Schnakenwinkel begab sich stets schon in den frühen Morgenstunden in die Küche, und spätestens ab elf Uhr duftete es im ganzen Haus nach einem köstlichen Mahl. Manchmal kam sogar Großmutter Rose mit ihrem Mann Hinner, und häufig waren auch Onkel Fritz oder Tante Käthe mit ihren Familien zu Gast.

Hermann wusste eigentlich nicht, was er schlimmer fand. Wenn sie unter sich waren, so wie das heute der Fall sein würde, oder wenn alle dabei waren. Eigentlich war es egal. Er fühlte sich immer unwohl, war immer der Außenseiter. In der eigenen Familie ebenso wie früher in der Schule. Und im Betrieb konnte ihn auch keiner leiden. Aus dem gleichen Grund wie früher in der Schule: weil er der Sohn vom Chef war. Die nächste Ungerechtigkeit war, dass seine Geschwister doch genauso die Kinder vom Chef waren. Im Gegensatz zu ihm aber waren die beiden beliebt.

Mit gemischten Gefühlen verließ er sein Zimmer, um sich ins Wohnzimmer zu begeben. Die Stimmen seiner El-

tern und Geschwister drangen zu ihm herüber. Sie lachten miteinander, wie sie das immer taten. Nur mit ihm, mit ihm lachten sie nie.

Stumm gesellte er sich zu ihnen. Keiner reagierte. Kein Blick, kein Wort, kein Lächeln. Sie bemerkten ihn schlichtweg nicht.

In diesem Moment erschien Frau Schnakenwinkel in der Tür. Immerhin *sie* lächelte ihm zu. »Es ist angerichtet«, sagte sie, und dann eilte die ganze Familie zum Tisch, um sich auf ihren jeweiligen Stammplätzen niederzulassen.

Im Gegensatz zu den sonstigen Sonntagsessen, bei denen Frau Schnakenwinkel opulent auf zahlreichen Platten servierte, stand heute nur ein einziger Topf auf dem Tisch. Es war Eintopfsonntag, die Reichsregierung hatte ihn angeordnet. Und er erfüllte Hermann mit tiefer Befriedigung – ganz einfach, weil er *gerecht* war. Er galt für alle. Ob arm, ob reich. Keiner konnte sich davor drücken. Oder sich freikaufen. Keiner wurde ausgeschlossen oder benachteiligt.

»Also, ich finde den Eintopfsonntag ja außerordentlich sinnvoll«, freute sich nun auch sein Vater Anton, während er sich mit großem Hunger über seine Portion hermachte.

»Ich weiß schon, warum«, erwiderte seine Frau lachend. »Dann kannst du endlich ohne schlechtes Gewissen Töttchen essen.«

Die westfälische Spezialität war von jeher Antons erklärtes Leibgericht. Als er noch ein Junge gewesen war, hatte er, wie Hermann wusste, aber stets vergeblich auf Töttchen gehofft – für Antons Mutter war das ein Armeleuteessen gewe-

sen, und Frau Schnakenwinkel hatte den Eintopf nur auf den Tisch gebracht, wenn die Hausherrin nicht da gewesen war.

»Dabei könnte es jetzt ja auch jeden Tag Töttchen geben, schließlich wohnt die Oma nicht mehr bei uns«, mischte sich Robert ins Gespräch.

»Aber manchmal ist sie beim Sonntagsessen dabei«, sagte Magdalena.

»Also, ich würde ja auf jedes Töttchen verzichten, wenn Mutter noch bei uns leben würde«, versetzte Anton.

»Ich sowieso«, erwiderte Magdalena. »Oma ist einfach ein Schatz.«

Hermann konnte nicht länger an sich halten. »Ihr verkennt, dass es beim Eintopfsonntag nicht darum geht, dass es einem schmeckt und man an den eigenen Genuss denken sollte«, stieß er hervor. »Im Gegenteil. Der Eintopfsonntag ist dafür eingeführt worden, Verzicht zu üben. Jede deutsche Familie soll eine schlichte, aber vollwertige Mahlzeit zu sich nehmen. Ich denke, das tut vor allem uns gut, die wir so in Saus und Braus leben.«

Stille folgte seinen Worten, wie das so oft der Fall war. Diese Stille machte Hermann wütend – wütend, weil sie ihn verletzte. Diese Stille fühlte sich ähnlich an wie der Hohn, der ihn manchmal im Klassenzimmer getroffen hatte, wenn er die richtige Antwort nicht parat gehabt und mit hochrotem Kopf irgendetwas gestammelt hatte. Die Stille betonte, dass er ein Außenseiter war.

Er spürte die mitleidigen Blicke seiner Mutter auf sich. Und er schämte sich vor ihr. Weil er nicht so war wie seine Geschwister. Weil sie ihn immer noch beschützen musste.

Weil er es einfach nicht allein hinbekam. Gleich würde sie wieder irgendetwas Beschwichtigendes sagen, etwas, das eine Brücke bauen sollte zwischen ihm und der Welt. Er beobachtete sie genau. Tatsächlich. Schon öffnete sie den Mund. Und dann sagte sie: »Ich finde, Hermann hat recht. Es ist richtig, dass wir das, was wir durch den Eintopf im Vergleich zu einer normalen Sonntagsmahlzeit einsparen, dem Winterhilfswerk zukommen lassen.«

»Können wir nicht auch einfach etwas spenden?«, erkundigte sich Robert kauend. »Ich meine, Töttchen mag ich ja, aber wenn ich mir vorstelle, Frau Schnakenwinkel könnte Schusterpastete oder Hamburger Frikassee mit Kohl machen ...« Er schüttelte sich bei dem Gedanken.

»Nein, und genau das geht gerade nicht!«, rief Hermann, der sich darüber ärgerte, dass sein kleiner Bruder einfach nicht begreifen wollte. »Wohlhabende Deutsche sollen sich nicht freikaufen können. Und das finde ich gerecht. Alle sollen bewusst etwas opfern und auf die gleiche Stufe gestellt werden. Es gibt niemanden, der sich über den anderen erheben kann, verstehst du das?«

Wieder folgte bedrücktes Schweigen seinen Worten. Dann sagte sein Vater: »Nun, also so ganz ungelegen kommt dir unser Wohlstand ja auch nicht. Immerhin hat er dir jüngst einen Mercedes Benz 150 beschert.«

Hermann presste die Lippen aufeinander. Es war klar, dass sein Vater nun auch noch *damit* kommen musste. Er gönnte ihm ja nichts. Und das war Teil seines großen Problems. Damals hatte er ihm die Bonbons nicht gegönnt. Und jetzt gönnte er ihm den zweisitzigen Sportroadster mit

Heckmotor nicht, den er, Hermann, sich immerhin von seinem eigenen Geld gekauft hatte. Sechstausendsechshundert Reichsmark hatte er gekostet.

»Ich habe für dieses Automobil hart gearbeitet, Vater«, sagte Hermann scharf.

»Ja«, erwiderte Anton, legte sein Besteck nieder und funkelte seinen Sohn an. »In meiner Firma. Und dass du dir ein derart gutes Automobil leisten kannst, liegt nur daran, dass ich dich so gut bezahle. Also höre auf, die ganze Zeit über an unserem Wohlstand herumzunörgeln. Den lässt du dir nämlich durchaus gefallen.«

Hermann spürte, dass die dummen Tränen wieder einmal in ihm aufstiegen. Wie peinlich! Zumal er ja inzwischen ein erwachsener Mann war! Angestrengt rollte er die Augen zur Decke, als wolle er die Lampe dort in Augenschein nehmen. Wie oft hatte er diese blöde Lampe in genau diesem Zustand schon betrachtet! Er hatte nämlich herausgefunden, dass sich die Tränen so am besten zurückhalten ließen. Wenn er nach oben schaute. Diesen Trick hatte er schon vielfach angewandt. In der Schule, aber auch zu Hause.

Wieder einmal war seine Mutter bemüht, die Lage zu entspannen, und versuchte geschickt zu vermitteln.

»Du weißt doch, für deinen Vater hat nur *Das kleine Wunder* eine Daseinsberechtigung«, probierte sie sich an einem Scherz.

Sie lächelte ihm zu, obwohl er sie nicht ansah. *Das kleine Wunder*, so nannte der Volksmund die DKW-Limousine, dabei bedeutete die Abkürzung DKW eigentlich *Dampfkraftwagen*.

Auch Magdalena gab sich Mühe, das Gespräch in Gang zu halten. Seine schöne, wunderbare Schwester, dachte er bitter.

»Apropos Automobil: Was haltet ihr eigentlich von diesen Reichsautobahnen, die Hitler bauen lässt?«, fragte sie nun. Natürlich, dachte Hermann. Seine kluge Schwester, die alles las, was sie in die Finger bekommen konnte, war wieder einmal bestens informiert und machte sich dadurch lieb Kind bei ihrer ebenfalls politisch interessierten Mutter. Jetzt verzog Anne das Gesicht.

»Da ich von Hitler nichts halte, halte ich auch von seinen Autobahnen nichts.«

»Ich finde den Herrn Reichskanzler ja auch ganz schrecklich«, ließ sich Anton vernehmen. »Aber ich muss zugeben, diesen Reichsautobahnen kann ich schon etwas abgewinnen.«

»Weil du dann mit deinem kleinen Wunder schneller von A nach B kommst?«, vermutete seine Frau.

»Nein«, mischte sich in diesem Moment wieder Hermann ins Gespräch. »Weil sie viele Arbeitslose in Lohn und Brot bringen.« Er warf Magdalena einen bösen Seitenblick zu, den sie freilich nicht bemerkte. Nicht nur du bist gut informiert, liebe Schwester, sollte er bedeuten.

Überrascht sah sein Vater auf und lächelte Hermann sogar zu – er konnte sich nicht erinnern, wann das das letzte Mal der Fall gewesen war.

»Stimmt«, sagte Anton. »Man kann über Hitler sagen, was man will, aber die Arbeitsschlacht, wie die Regierung sie nennt, die hat schon was für sich.« Selbige wurde im Rahmen

der Arbeitsbeschaffungsmaßnahmen der Regierung durchgeführt und sah eben zum Beispiel vor, die Arbeitslosigkeit unter anderem mit staatlichen Baumaßnahmen zu bekämpfen.

»Tausendsechsundsiebzig Kilometer sollen allein in diesem Jahr entstehen. Und insgesamt ein geschlossenes Netz von über siebentausend Kilometern«, schob Hermann hinterher. Wieder ein triumphierender Blick in Richtung Magdalena – den sie ärgerlicherweise wieder nicht bemerkte, sondern sagte: »Das glaubt ihr doch selbst nicht, dass es dem feinen Herrn Reichskanzler hier um die Arbeiter geht! Der Hitler braucht seine Autobahnen zu militärischen Zwecken!«

»Was für ein Unsinn!«, rief Hermann. »Du hast keine Ahnung! Was für militärische Zwecke?«

»Also ich«, mischte sich nun Köchin Frau Schnakenwinkel ein, die, darauf bestanden Anton und Anne energisch, die Sonntagsmahlzeiten gemeinsam mit der Familie einnahm, »ich finde diesen Hitler und alles, was er von sich gibt, höchst befremdlich. Darf ich zitieren, was das Propagandaministerium zum Eintopfsonntag herausgegeben hat? Ich kann es nämlich auswendig.«

»Aber natürlich, liebe Frau Schnakenwinkel«, rief Anton, dem es immer ein wenig peinlich war, wenn sich die Bedienten, die ihn schon als ganz kleinen Bub gekannt hatte, derart respektvoll verhielt. »Sie müssen mich doch nicht um Erlaubnis fragen.«

»Sie sind nun mal der Herr Direktor und ich Ihre Köchin, und das ist auch gut so«, erwiderte sie, wie jedes Mal. »Dann hob sie den Finger, um zu zitieren: »Ein neues Gebiet ist der

deutschen Hausfrau für die Entwicklung ihrer Fähigkeiten entstanden: Der Eintopfsonntag gibt allmonatlich Gelegenheit, im beschränkten Rahmen die wirkliche Kunst des Kochens zu entfalten.«

Alle lachten, nur Hermann blieb ernst.

»Als ob ich auf den Eintopfsonntag gewartet hätte, um die Regeln meiner Kochkunst zu entfalten!«, schnaubte die Endsechzigerin.

»Nein, Frau Schnakenwinkel, das haben Sie wirklich nicht!«, bestätigte Anne und lächelte der treuen Köchin liebevoll zu. »Sie haben Ihre Kochkunst schon perfektioniert, lange, bevor es Eintopfsonntage gab.«

»Darauf hebe ich mein Glas!«, bekräftigte Anton und prostete der Tischgesellschaft zu. »Auf Frau Schnakenwinkel.«

»Auf Frau Schnakenwinkel!«, wiederholten die anderen.

Nur Hermann schwieg.